

wichtig sein, sondern überhaupt für die Lektüre deutscher Litteraturwerke, ja auch für andere Unterrichtszweige, in denen die gleichen Begriffe eine wichtige Rolle spielen, wie für die Naturwissenschaft, die Religionslehre und die Geschichte. Jeder Lehrer, der Klarheit der Begriffe zu erreichen sucht, weiss ja, wie viel nur halbverstandenes Begriffsmaterial von den Schülern mitgeschleppt wird, ohne dass die Unklarheit diesen auch nur zum Bewusstsein gekommen wäre. Wenn wir auf die Feinheiten eines Gemäldes aufmerksam gemacht werden, so erkennen wir erst, was alles wir vorher nicht gesehen haben. Ähnlich ist es auf dem Gebiet der Begriffe. Eine scharfe, klare Begriffsbildung bringt Licht in die Dämmerung unklarer Vorstellungen, und eine Welt klarer Gestalten bildet sich aus dem Chaos, das eine Welt zu sein schien, weil es im Zwielicht dalag. Es wird deshalb auf klare Begriffsfassung gerade in diesen Entwicklungen allgemeinerer Art besonderer Nachdruck gelegt. Dadurch wird der Ertrag der Besprechung festgehalten, indem ein Extrakt davon in Form von Begriffsbestimmungen gegeben wird. Es ist nun nötig, den Schüler mit den Gedankengängen, die für ihn zum Teil schwierig sind, vertraut zu machen und ihm in gewissem Sinne freie Verfügung über das mit fremder Hilfe Gefundene zu geben. Es werden deshalb im Anschluss an das besprochene Gebiet Aufgaben für die Disposition gestellt, die je nach Bedürfnis weiter ausgeführt werden können. Damit werden zugleich zwei andere Zwecke verfolgt. Zunächst vermag der Lehrer dabei zu erkennen, wie weit das Besprochene im Zusammenhange verstanden und angeeignet ist. Sodann aber wird die Übung im Disponieren in engere Beziehung zum Unterricht gestellt, als dies meist der Fall zu sein scheint. Die Themata, die für die Dispositionsübungen gewählt werden, werden ja zum Teil ohne Beziehung zum sonstigen Stoff des deutschen Unterrichts stehen, weil die verschiedenen Regeln und Gesichtspunkte der Disposition daran geübt werden sollen; aber es gilt dies doch nur für einen Teil; eine straffe Konzentration des Unterrichts vermag auch den Dispositionsübungen Seiten abzugewinnen, wodurch sie für den übrigen Unterricht noch andere Bedeutung gewinnen als die der formalen Schulung.

Schliesslich hofft diese Entwicklung philosophischer Gedanken aus der Schriftstellerlektüre auch dem schönen Ziel zu dienen, das philosophische Interesse in dem Schüler zu pflegen. So gewiss die Besten und Weisesten unseres Geschlechts erkannt haben — wenn auch mit Schmerzen —, dass unser Wissen Stückwerk ist, so gewiss bezeugt den Adel des menschlichen Geistes das treue Festhalten an dem Ideal, von der Erscheinung zum Wesen, von den Teilen zum Gesamtbilde der Weltanschauung vorzudringen. Diesen auch im jugendlichen Geiste, wengleich nur keimartig vorhandenen Trieb als ein herrliches, göttliches Kleinod zu pflegen, sollte sich die Schule zur heiligen Aufgabe stellen; ihre Vernachlässigung bringt die Gefahr, dass er erstickt im Banausentum, oder dass er, auf falschen Wegen nach Befriedigung suchend, zu Überspanntheit und Verwirrung führt. Kann die Schule auch nicht zu einem Abschluss führen, so vermag sie doch zu pflegen und zu schützen, damit die jugendlichen Triebe nicht verkümmern, sondern gesund bleiben, um sich dereinst zur Blüte und Frucht zu entwickeln.

Glauben und Wissen.

Zwischen dem „Don Carlos“ und dem „Wallenstein“ liegt die Zeit, in der Schiller seine Hauptkraft geschichtlichen und philosophischen Studien widmete. Sich selbst, die Eigenart seiner Kunst und ihre Bedeutung begrifflich zu fassen, wird sein Ziel. Über sich und seine Ziele

will er sich klar werden, und dadurch, dass er sich klar wird, will er sich selber in seiner Eigenart verstehen und rechtfertigen. Er ist nicht damit zufrieden, die unbewussten Kräfte seiner Dichternatur spielen zu lassen und die Erscheinungen der Kunst, die an ihn herantreten, zu geniessen und anzuschauen; er will sie verstehen und erkennen. Es ist aber das Wesen der Erkenntnis, nicht bei der Wahrnehmung des einzelnen stehen zu bleiben, sondern durch die Gesetze des Denkens, wie durch die Fähigkeit zu abstrahieren und zu schliessen, das Wahrgenommene zu verarbeiten. Das ist die Gedankenarbeit z. B. in seiner Abhandlung: „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Schiller bleibt nicht dabei stehen, von verschiedenen Dichtungen verschiedenen Eindruck empfangen zu haben; er findet durch Abstraktion das Wesentliche der verschiedenen Dichtungen heraus, und er grenzt durch Schlussfolgerungen die Gebiete der Dichtungsarten von einander ab.

Nach der Zeit jener Studien sind „die Sprüche des Confuzius“ geschrieben. Der erste bezieht sich unter dem Bilde der Zeit auf das menschliche Handeln, der zweite unter dem Bilde des Raumes auf das menschliche Erkennen. Schiller fordert von dem Menschen, der nach Erkenntnis und Wahrheit strebt, Beharrung; diese Forderung ist ein Zeugnis von der Grösse und Schwere der Aufgabe, wie er sie auch ausspricht im „Ideal und Leben“:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born.

Dass er selber dieser Forderung in rastloser Nacharbeit nachgekommen ist, deutet Goethe an:

Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung der Nacht, die uns entkräftigt.

Schiller fordert zweitens, dass unser Erkennen eine Fülle von Gegenständen umfasse. Erkenntnis auf einzelnen Gebieten ist in gewissem Sinne wohl möglich, um einzelne Ergebnisse zu finden. Der Wahrheitssucher hat ein anderes Ziel: eine Weltanschauung. Die einzelnen Wissenschaften geben Bruchstücke der Wirklichkeit; diese zu einem einheitlichen Bau zu vereinigen, zu einer Welterkenntnis, ist die letzte Aufgabe der Wissenschaft, der Philosophie (vergl. Paulsen, Einleitung in die Philosophie, 5. Aufl. S. 19 ff.):

Musst ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten.

Man könnte sagen, dass für den Ungebildeten die Welt „ungebildet“ sei. Die Formen, Beziehungen und Bedeutungen der Dinge sind ihm noch nicht „klar“ geworden, die Welt liegt gestaltlos, wie ein Chaos, vor ihm. Sich bilden heisst eine Welt klarer Gestalten aus dem Chaos herausbilden.

Die dritte Forderung ist die der Vertiefung und Gründlichkeit. Sie ist eine Ergänzung zur vorigen Forderung. Ein breiter, grosser Interessenkreis verleitet zur Oberflächlichkeit, zum Nippen und Naschen an den verschiedensten Wissensgebieten. Demgegenüber hält Schiller daran fest, dass die Wahrheit nur bei gründlicher Vertiefung gefunden werden kann. Der einzelne vermag freilich nicht, auf vielen Gebieten eine gründliche Erkenntnis zu gewinnen. Dieser Schwierigkeit hilft etwas der Grundsatz der Arbeitsteilung ab; der „Spezialismus“ in der Wissen-

schaft ist notwendig, nur soll er nicht die Fühlung mit dem Ganzen, den Überblick über die Fortschritte auf den in Betracht kommenden Gebieten verlieren. Vergl. was Schiller an Goethe schreibt: „Die ganze Natur nehmen Sie zusammen, um über das einzelne Licht zu gewinnen; in der Allheit der Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf.“ (Brief vom 23. Aug. 94.) Was Forscher, von deren Befähigung und deren Ernst wir überzeugt sind, gefunden haben, das eignen wir uns an; aneignen aber können wir es uns nicht, wenn wir uns nur das Ergebnis merken, sondern wenn wir den Gang der Untersuchung und die Bedeutung des Ergebnisses verstehen. So zeigt sich hier das Recht und der Wert eines Glaubens auf Autorität hin.

Zugleich löst sich auch der Widerspruch, in dem das etwa in gleicher Zeit entstandene Gedicht: „Breite und Tiefe“ mit dem eben besprochenen zu stehen scheint. Den Worten:

Musst ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten,

stellt Schiller hier die andern gegenüber:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt gern was Grosses geboren,
Der sammle still und unerschläft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Es handelt sich dort um Bildung und Weltanschauung, hier um produktives Wirken; die Fortschritte in der Wissenschaft werden durch kräftige Zusammenfassung der Kräfte auf einem Gebiet hervorgebracht. „Vielseitigkeit bereitet nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist“, so spricht Goethe in den „Wanderjahren“ einen Gedanken aus, der beide hier vorliegenden Gedankenreihen verbindet.

In diesen beiden Gedichten liegt eine kräftige Mahnung, zugleich auch eine Verheissung: Du kommst zum Ziel, zur Klarheit, zur Wahrheit, zu grossen Schöpfungen. Diese Verheissung schränkt der Dichter alsbald selbst wieder ein.

Ihren (der Wahrheit) Schleier hebt keine sterbliche Hand;
Wir können nur raten und meinen,
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort. (Die Worte des Wahns.)

Zwei verschiedene Gedanken sind hier vereinigt: der irdische Verstand ist unfähig, die Wahrheit zu fassen, und die menschlichen Ausdrucksmittel sind nicht fähig, das Gedachte, das Geistige vollständig darzustellen. Den letztern Gedanken spricht Schiller mehrmals aus, vergl. „Der Genius“ v. 8. „Der Formel Gefäss bindet den flüchtigen Geist“, und „Sprache“:

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

Die Sprache kann nicht der vollkommene Ausdruck der Seele werden, das Wort nicht das genau entsprechende Abbild des Gedankens. Das individuell so verschiedene geistige Leben muss sich in die gemeinsame Ausdrucksweise des Volkes kleiden, die halb unbewussten Gefühle

und Stimmungen lassen sich nicht ganz in Begriff und Wort verkörpern, die Begriffshelle der Sprache verdrängt die Dämmerwelt des Geahnten und zu tiefst Empfundnen. Auch stehn die Worte ja nicht in demselben Verhältnis zum Gegenstand, den sie bezeichnen, wie etwa die Farben; jene sind „willkürliche Zeichen“, diese „natürliche“. Es erfährt also der Geist, der sich im Worte, in etwas Äusserem, verkörpern will, eine Umwandlung, die die Genauigkeit des Ausdrucks gefährdet. Wie steht es aber, wenn wir die Sache vom anderen Ende ansehen? Das Ding, das Äussere, das in den Inhalt unseres Bewusstseins übergeht, erfährt nicht minder eine Umwandlung, die uns wohl Zeichen der Dinge (Farben, Töne, Räumlichkeit, überhaupt alle sinnlichen Empfindungen) übermittelt, aber nicht ein genaues Abbild der Dinge. Erst durch eine Reihe von Schlüssen glauben die Philosophen das Wesen der Dinge ergründen zu können. Kant glaubte, dass dies unmöglich sei, dass wir mit unserer Erkenntnis nicht bis zum Wesen der Dinge vordringen könnten, dass wir uns vielmehr damit begnügen müssten, die Welt zu erkennen, nicht wie sie ist, sondern wie sie uns erscheint. Vor allem zeigt sich das Unvermögen unseres Verstandes gegenüber dem in Zeit und Raum Unendlichen. Es ist uns gleich unvorstellbar, dass die Welt ewig sei, wie dass sie einen Anfang habe; dass sie unendlich gross sei, wie dass sie eine Grenze habe; dass die Stoffe unendlich teilbar seien, wie dass diese Teilbarkeit einmal ein Ende habe. Auch wenn wir die Raum- und Zeitanschauung als nur subjektiv annehmen, so bleibt die Frage, wie die an sich raum- und zeitlose Welt zu denken sei, ungelöst.

Damit hängt etwas anderes zusammen, das die Leistungen des Verstandes noch unbefriedigender macht. Das Bedürfnis des Menschen drängt nach einer Weltanschauung. Diese aber besteht nicht nur darin, dass die Erscheinungen verstandesgemäss erkannt und rubriziert werden, sondern sie verlangt Antwort auf die Frage, welchen Sinn dieses Ganze habe. Die Antwort vermag der Verstand nicht zu geben; er verhält sich gleichgültig gegen den Wert der Dinge, einen Unterschied der Dinge in Bezug auf höhern oder geringeren Wert kennt er nicht. Das Streben des reinen Verstandes kann wohl zu der verzweifelten Ergebnislosigkeit kommen, wie sie im „Pilgrim“ ausgesprochen ist. Dennoch tragen wir dieses Werturteil in die Erkenntnis der Welt hinein und gelangen erst dadurch zur Einheit der Weltanschauung. Dieses Werturteil kann aber nur an dem gebildet werden, was uns selber wichtig und wertvoll ist. Als geistig thätige Wesen halten wir es für unmöglich, dass die Weltgeschichte ein gleichgültiger Vorgang stofflichen Werdens und Vergehens sei; als Personen mit sittlichen Zielen und zweckmässiger Thätigkeit halten wir es für unmöglich, die Natur als ein sinnloses Spiel von Zufälligkeiten aufzufassen. So stellen wir nicht auf Grund empirischer oder logischer Erkenntnis, sondern auf Grund persönlicher Erfahrung das Geistige und Zweckmässige als das Wesentliche und Wertvolle auf. Das aber heisst nichts anderes, als dass der Glaube ergänzend neben den Verstand tritt. Es ist nicht gesagt, dass durch die Aufstellung dieses Sinnes der Welt die Fragen der Erkenntnis ohne weiteres gelöst würden; wohl aber würde ein näheres Eingehen zeigen, dass eine einheitliche Weltanschauung, sofern sie wesentliche Wahrheitsmomente in sich trägt, auch Rätsel des Erkennens lösen hilft. Der Glaube an den Wert des Geistigen duldet nicht, dies rein stofflich zu erklären; er führt vielmehr dazu, das Wesen auch der Dinge ausser uns als geistig aufzufassen; erst so wird es möglich zu einer Lösung der Frage zu gelangen, wie sich das Geistige und Körperliche zu einander verhalten. Vergl. Paulsen, Einl. in die Phil., das Verhältnis von Wissen und Glauben S. 323 ff., und zu letzterer Frage ebenda das ontol. Problem S. 55 ff.

Wir finden die Bedeutung des Glaubens hervorgehoben in dem Gedicht „Die drei Worte des Glaubens“. Schiller spricht von der Entstehung, der Bedeutung und den Gegenständen

des Glaubens. Die Entstehung: Er stammt nicht von aussen her, beruht nicht auf sinnlicher Wahrnehmung, sondern beruht auf Erfahrungen des persönlichen Lebens.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre! (Worte des Wahns.)

Die Bedeutung: Der Wert des Menschen beruht auf diesem Glauben, er müsste sich selber aufgeben, wenn er diese innere Zuversicht aufgäbe. Seine Gegenstände: Freiheit, Tugend, Gott. Die Freiheit des Menschen wird gegenüber dem ehernen Gesetze des Naturzusammenhanges, der Kette von Ursache und Wirkung, von der persönlichen Erfahrung behauptet, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewusst ist. Das Wesenhafte und Wertvolle der Tugend steht dem sittlich Strebenden und Tüchtigen fest gegenüber der sittlich gleichgültigen Natur; das Dasein eines höchsten, heiligen Willens wird bei dem ewigen Wechsel stofflicher Dinge festgehalten von dem Menschen, der selber das Persönlich-sittliche als das eigentlich Wesentliche erlebt hat. Vergl. Kant: „Und diese praktische Überzeugung oder dieser moralische Vernunftglaube ist oft fester als alles Wissen. Beim Wissen hört man noch auf Gegengründe, aber beim Glauben nicht, weil es hierbei nicht auf objektive Gründe, sondern auf das moralische Interesse des Subjekts ankommt.“

Von diesem gläubigen Idealismus Schillers hat niemand schöner gesprochen als Goethe:

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhet
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.
(Epilog zu Schillers Glocke.)

So eindringlich Schiller mahnt, diesen Glauben festzuhalten, so sehr warnt er auch davor, an Stelle der Ideale Illusionen zu setzen, für deren Wirklichkeit die Erfahrung keinen genügenden Grund bietet. Dort ist Frucht, hier ist Schatten. Solche Illusionen, von denen sich selbst die Besten verführen lassen, sind der Wahn einer goldenen Zeit, in der das Gute und Rechte zum Sieg gelangt sein werde, der Wahn, dass die Tugend durch äussere Glücksgüter belohnt werde, und der Wahn, dass der irdische Verstand die Wahrheit je erkennen könne. Es sind Trugbilder, wenn auch in dem Sehnen danach eine Wahrheit liegt: der Mensch ist mehr als ein Spiel des Zufalls, als ein stoffliches Gebilde, dem gleichgültigen Naturzusammenhang eingegliedert.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl;
Wage du, zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.
(Thekla. Vergl. dazu Hoffnung.)

Nachdem so die Bedeutung des Glaubens, selber des Glaubens, der in Bildern stecken bleibt, hervorgehoben ist, wird verständlich, dass das Suchen nach Wahrheit nicht bloss Sache

des Verstandes ist, sondern eine sittliche Aufgabe. Wer einseitig intellektualistisch gerichtet ist, ausschliesslich Verstandesarbeit treibt, kommt nicht zur vollen Wahrheit, weder in der Erkenntnis noch im Willen. In der Erkenntnis nicht, denn dazu gehört ein empfänglicher Sinn für das Wertvolle, ein ehrfürchtiges Sichbescheiden vor Fragen, die der Geist nicht oder noch nicht zu fassen vermag; im Willen nicht, denn die Wahrheit ist doch nicht ausschliesslich eine Summe von Wissen, sondern ein Ideal auch persönlicher Ausbildung, wie Christus spricht: Ich bin die Wahrheit. Nun denke diese ganze heilige Wahrheit im Bilde verkörpert und stelle jenen Wahrheitssucher, der einseitig eine Summe von Wissen erstrebt und die Forderungen seiner gesamten Persönlichkeit vernachlässigt, vor dieses Bild: er wird zusammenbrechen; „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld! Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“ Das verschleierte Bild zu Sais. (Vergl. zu dieser Auffassung des Gedichtes: „Wahrheit“, Halbmonatschrift, herausgegeben von Schrempf, II 67 ff.)

Auf Grund der vorhergehenden Besprechung werden folgende Begriffe festgestellt:

1. Glaube ist eine Überzeugung, die nicht in letztem Grunde auf empirischer oder logischer Erkenntnis beruht, sondern auf der Erfahrung von dem Werte einer Sache für unser persönliches Leben.

a. Diese Erfahrung kommt zum Bewusstsein entweder durch das Gefühl, das von der Bedeutung bestimmter Erfahrungen Zeugnis ablegt als „Lustgefühl“; b. oder sie kommt zum Bewusstsein in der Erkenntnis, dass bestimmte Gegenstände der Erfahrung für unser ganzes Dasein von grundlegender Bedeutung sind.

Also ist religiöser Glaube die Überzeugung, die auf der innern Erfahrung des Wertes beruht, den religiöse Wahrheiten oder Persönlichkeiten für unser Leben haben.

2. Glaube in objektivem Sinne ist das Fürwahrgelaltene, sofern sich die Überzeugung davon auf Erfahrungen obiger Art gründet.

3. Historischer Glaube oder Autoritätsglaube ist die Überzeugung von der Wahrheit einer Sache, die sich auf Grund des Vertrauens zu der Glaubwürdigkeit einer Person gebildet hat.

4. Glaube ist schliesslich auch die Meinung von einer Sache, die nicht auf genügenden Gründen, sondern auf Vermutung beruht. Beispiel: Ich glaube, dass es heute regnen wird.

Wissen.

1. Erkenntnis ist die logische Verarbeitung des Wahrgenommenen. Sie ist bedingt: subjektiv, durch das Wesen und die Gesetze des Geistes, objektiv, durch die Natur des Gegenstandes.

2. „Wissen ist vollendete Erkenntnis und besteht in einer Summe bereitliegender Urteile und Begriffe, mit denen das Bewusstsein ihrer Gültigkeit verbunden ist.“ Eisler.

3. Alles Wissen setzt voraus den Glauben, dass unsere Wahrnehmungen dem Wahrgenommenen entsprechen und unsere Denkgesetze objektive Gültigkeit haben.

4. Dieser Glaube beruht auf der Erfahrung von dem Wert einer zuverlässigen Beziehung unseres Geistes zur Aussenwelt.

5. Die Berechtigung und die Grenzen dieses Glaubens nachzuweisen, ist die Aufgabe der Erkenntnistheorie.

6. Jedes Wissen, das eine Gesamtanschauung erstrebt, ist abhängig von dem Glauben an einen bestimmten Sinn der Welt.

Disposition.

Das Verhältnis von Glauben und Wissen nach Schillerschen Gedichten.

I. Das Wissen.

1. Der Weg zum Wissen und der Wert dieses Wissens (Sprüche des Confuzius 2).
 - a. Der Mensch muss rastlos streben, um zum Ziele zu gelangen.
 - b. Er muss nach umfassendem Wissen streben, um zur Klarheit zu gelangen.
 - c. Er muss gründlich sein, um zur Wahrheit zu gelangen.
2. Die Beschränkung des Wissens.
 - a. Die menschlichen Ausdrucksmittel sind beschränkt (Worte des Wahns, Genius, Sprache).
 - b. Das Wesen der Dinge ist unerklärbar (Pilgrim, Worte des Wahns).
 - c. Ein Streben ohne sittliche Grundlage wird verderblich (Das verschleierte Bild zu Sais).

II. Der Glaube. (Die Worte des Glaubens, Hoffnung, Thekla, eine Geisterstimme).

1. Seine Entstehung.
2. Sein Wert.
3. Seine Gegenstände:
 - a. Freiheit des Willens,
 - b. Tugend,
 - c. Gott.
4. Seine Irrtümer (Die Worte des Wahns, Der Pilgrim):
 - a. Der Glaube an den Sieg des Guten in den äussern Verhältnissen,
 - b. Der Glaube an die Belohnung des Edlen durch irdische Glücksgüter,
 - c. Der Glaube an die Möglichkeit völliger Erkenntnis.

Natur.

Schiller stellt im Spaziergang den Entwicklungsgang der Kultur dar. Er stellt an den Anfang ein Naturbild, in dem noch keine Spur der umgestaltenden Menschenhand zu finden ist (1—26). Berg und Sonne, Glanz und Farbe, Schmetterling, Biene und Lerche, Baum und Pflanze, Hitze und Kühle, Gesang und Säuseln bilden eine mannigfaltige Welt, aber es fehlt absichtlich jegliche Menschenspur. Menschenleben bedeutet Kultur. Der Dichter aber stellt an den Anfang seiner Darstellung des Kulturganges ein Bild, auf dem die Natur für sich ist. So tritt die Natur hier in einen Gegensatz zur Kultur. Die Kultur setzt voraus die gestaltende, verändernde, zwecksetzende Thätigkeit des Menschen; „Natur“ als Gegensatz dazu meint das, was sich auf Grund der ursprünglichen Anlagen ohne menschliches Eingreifen entwickelt hat. — Aber es hat auch der Mensch eine Entwicklung, die nur den ursprünglichen Anlagen zu entsprechen scheint. Willkür und Verkehrung haben noch nicht in den ursprünglichen Zustand eingegriffen. Auch da sprechen wir von Natur und würden demgegenüber etwa die Künstlichkeit oder Überkultur stellen. In den folgenden Versen 27—58 stellt Schiller die ersten Anfänge der Kulturentwicklung dar. Bei fröhlicher Arbeit steht das Thal in reicher Blüte. Der Begriff